Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 122 (1981)

Artikel: Ob- und Nidwaldner Portraits
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1033965

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ob- und Nidwaldner Portraits

Es gehörte sich zu Zeiten unserer Grossväter oder Urgrossväter, dass der selbstsichere, behäbige Hauptort der kleinern Kantone von einem nahe, aufwärts strebenden Dorf befehdet und in Schach gehalten wurde. So war es zwischen Sarnen und Kerns, sogar etwas zwischen Stadt Luzern und Sursee und bei uns zwischen Stans und Buochs. Die Hauptorte mussten ihren Vorrang wahren und trugen deshalb gern die konservative rote Farbe, während sie angegriffen wurden vom andern Dorf mit schwarzer liberal-radikaler Farbe. Ganz anders als heutzutage waren also damals die Partei-Farben; sogar in Frankreich einst mit dem hochberühmten Roman: «Rouge et noir», und in einigen Luzerner Dörfern waren sie es vor wenigen Jahrzehnten noch und sie bringen damit die historisch Ignoranten von heute in Verlegenheit und Ärger.

Aber die damaligen Roten duldeten immerhin sogar in der eigenen Familie auch etwa Schwarze und liessen sie in die Ämter aufsteigen, und umgekehrt geschah das Gleiche bei den Schwarzen. Aber um nun bei Buochs zu bleiben war der Landammann dort zur Zeit des Sonderbundskriegs ein Schwarzer und sein Sohn aus erster Ehe, ebenfalls Landammann, war es auch, aber der Sohn aus zweiter Ehe war ein Roter, und diesen Landammann haben die Meisten von uns noch gesehen, wie er, fast immer zu Fuss, am Montag nach Stans zur Sitzung des Regierungsrats hin und zurück ging und sich bei diesem Gang gut ausdenken konnte, was und wie bei der Sitzung vorschlagen oder einwenden.

Auch aus der Familie der Buochser Odermatt, die gerne etwas auf ihre liberale Parteifarbe hielt, kam doch der konservative Landammann Dr. jur. *Josef Odermatt* (1892—1977) und er brachte das Vertrauen aller Buochser Dorfleute, schwarz oder rot, mit in das Rathaus Stans. Er war allerdings schon ein gescheiter, fleissiger Bub, war zufrieden im Kollegi zu essen und als Interner in einer Koje des grossen Schlafsaals zu schlafen, und er liess sich von Mitschülern, die als nicht in Stans wohnende es erreicht hatten trotzdem extern zu werden, nicht überreden, das Velofahren zu erlernen, damit er als Buochser auch extern werde. Damit liesse sich Externat für Auswärtige fördern und vor Verbot bewahren. Ein Postauto Stans-Buochs gab es nämlich damals noch auf viele Jahre hinaus nicht, sondern nur die sechsplätzige Pferde-Post, glaublich dreimal am Tag. Militärpflichtig machten wir zusammen natürlich die Sanitäts-RS in der Klingental-Kaserne Basel, obwohl er kaum daran dachte Arzt zu werden. Dachte er etwa an Theologie? Vielleicht, doch entschloss er sich für Jurisprudenz, reichte zur rechten Zeit die Dissertation ein, bestand die kantonale Anwaltsprüfung, war später auch als Soldat einem Militärgericht zugeteilt. Dass den Friedfertigen das Prozessieren als Anwalt aber nicht verlockte, ist anzunehmen, denn er wurde Gerichtschreiber, sicher ein guter, und ob er noch andere Ämter versah, sei hier nicht erforscht. Denn nach den stürmischen, streiterfüllten Jahren des Kampfes um Bannalp, war ein Regierungsrat und später ein Landammann, der ruhig und mit guter juristischer Erfahrung nicht seinen Willen durchsetzen wollte, sondern den Ausgleich suchte, wohl sehr willkommen.

Und doch ist er, der später nicht bloss velofahren, sondern sogar autofahren gelernt

hatte und ein Vehikel besass, in Hergiswil von einem Polizisten angehalten worden wegen vermuteter Betrunkenheit, weil er so bedächtig — übervorsichtig daherfuhr — dabei lebte er so gut wie alkohol-abstinent. Der Polizist sei allerdings durch eine telephonische Warnung der Luzerner Polizei in Alarm versetzt worden, wird gesagt. Ob Odermatt dann doch energisch sich auswies, er sei der Landammann von Nidwalden, und ob der Polizist ihm entgegenhielt: Dies könne jeder Sagen, ist protokollarisch nicht festgehalten, aber möglich wäre es.

Zur rechten Zeit, vermutlich nicht ungern, lehnte der älter Gewordene eine Wiederwahl ab und wurde ganz häuslich bei seiner Gattin, natürlich eine Genossin der Korporation Buochs-Ennetbürgen, im stillen, kinderlosen Haus. Man sah ihn noch bei Gelegenheit im Zug nach Luzern, wenn er etwas zu besorgen hatte, aber Erstanlässen und grosser Gesellschaft wich er aus. Nur die Musik, die liebste Kunst fast aller Buochser Odermatt, und er selbst zur Kollegi-Zeit ein eifriger Klavier-Spieler, verlockte ihn etwa. Nach dem Tod seiner Frau aber zog er sich fast ganz zurück. Und dann kamen die Altersbeschwerden und von ihnen ist er im Pflegeheim Stans erlöst worden.

Bei Buochs blieben wir letztes Jahr stehen und begannen dieses Jahr nochmals. Es schickt sich, dass wir nicht gleich nach Stans umkehren, sondern ostwärts wandern, zu jenem Dorf, das einer irgendwo, vielleicht mit langen Ohren, an einem Amtstisch als Bekkenried taufte und damit in allen amtlichen Verlautbarungen brachte, trotzdem es weder an oder in einem Becken und auch nicht an einem Ried liegt und vor Jahrhunderten auch gar nicht so hiess. Aber die vielen Herren in vielen Amtsräumen bestimmen nun einmal und wir müssen gehorchen. Dort am See, aber nicht in einem Becken und nicht in einem Ried, besorgte *Adalbert Wymann* (1855—1923) das Postwesen, also etwas, was zuverlässig und pünktlich sein muss. Und da er dies verstand und zudem ein kluger Mann war, sass er auch zwanzig Jahre lang in der Regierung und war also dort willkommen. Er hatte es auch etwas leichter als die Buochser, denn eine Stunde weiter weg vom Hauptort brauchte es weniger Wetteifer und Eifersucht wie im nähern Buochs. Zudem war er am See mit Nachbarschaft zu Schwyz und zun Gotthrad, weswegen denn mehrere Tagsatzungen in frühern Jahrhunderten dort nachgewiesen sind, während wir von keiner

einzigen in Buochs wissen, und auch in Stans nur jene von 1481 nachgewiesen ist, die allerdings von grösster geschichtlicher Bedeutung war, hat doch das «Stanser Verkommnis» die Eidgenossenschaft vor dem Zusammenbruch gerettet. Sogar 1833 kam in Beggenriet noch der sog. «Sarner-Bund» zusammen, der allerdings nicht viel ausrichtete, aber immerhin erreichte, dass der lächerliche Titel «Eidgenössische Nation» in keine Verfassung hineinkam.

Trotz seiner getreuen Amtsführung erlebte Adalbert Wymann zuletzt unverdienten Undank. Ihm war in der Regierung die Militärdirektion anvertraut, und er hatte also während des Weltkriegs 1914—18 die Aufgebote zur Grenzbesetzung erlassen. Er musste und konnte nicht anders als gehorchen, denn es wurde jeweils von Bern aus befohlen, und er musste das Aufgebot unterschreiben.

Diese Aufgebote kamen nicht jedem Soldaten bequem und zur rechten Zeit, und als einmal schon bald nach der Entlassung wieder ein Aufgebot angeschlagen wurde, wie es die Vorschrift verlangte, unterschrieben «Wymann, Militär-Direktor Nidwalden» ging der Unmut hoch und viele nahmen es, als ob er persönlich das Aufgebot erlasse, während er nur von Bern oben unterschreiben musste, was ihm befohlen war. Solch ein Aufgebot konnte böses Blut machen, und an wem rächte man sich? Selbstverständlich am Militärdirektor, der unterschreiben musste. Als an der nächsten Landsgemeinde eine Wiederwahl der Regierungsräte fällig war, wurde Wymann, der keinen Rücktritt erklärt hatte, nicht wiedergewählt und ein anderer wurde ihm vor die Nase gesetzt. Begreiflich, dass er dies als bitteres Unrecht empfand und er von allem zurücktrat, was er sonst besorgt hatte und nur in seinem Beggenriet blieb. Aber es kam doch die Genugtuung. Nach manchen Jahren wurde sein Sohn Otto, ebenfalls Postverwalter, nicht nur in die Regierung, sondern auch zum Landammann gewählt. Und dies versöhnte.

Von Buochs aus der Ah entlang sind um 1120 unter Leitung des Priors von St. Blasien im Schwarzwald einige Mönche gewandert, der Ah entlang, denn wo heute die Fliegerei ihr lautes Wesen treibt, war Sumpf und Wüste. Und in Engelberg konnten sie dank der Schenkung des Freiherrn von Seldenbüren aus dem Zürichgau, dem dieses Land zugesprochen war, die Abtei Engelberg gründen. Sie wurde bald von Papst Calixt, dem Zweiten, in päpstlichen und von Kaiser Heinrich, dem Fünften, in kaiserlichen Schutz genommen. Nehmen wir den gleichen Weg unter die Füsse, soweit man uns wenigstens noch der eingedämmten Ah entlang gehen lässt. Dass das Wasser nicht so etwas harmlos-unschuldiges-abstinenzliches ist, hat uns ja der 15. Juni 1910 gezeigt. Und dass es auch Menschen und sogar Behörden gibt, die Lust haben, die besten Wege zu versperren, gibt es auch von Zeit zu Zeit.

Aber es gehört sich, dass wir in Wolfenschiessen, zur Zeit der Mönche wohl schon bewohnt, einen Marschhalt einschalten, nicht etwa nur um auszuruhen und ins Wirtshaus zu gehen, sondern um Kirche und die schönen Häuser zu besehen und einen guten, gefälligen Bekannten zu begrüssen.

Josef Zumbühl-Häcki (1867—1933) war Bauer im Brunnifeld-Wolfenschiessen, das neben dem Grossitz das andere bewunderte, wohlerhaltene, jahrhundertalte Bauernhaus dort ist, in denen Getäfer, Buffet, Hausrat sorgfältig gepflegt und in Ehren gehalten werden. Er war ein gescheiter, bedächtiger Mann, auf den in allen Wechselfällen Verlass war. Es war also von der Landsgemeinde ebenso klug, dass er in die Regierung gewählt wurde. Von 1910—1932 war ihm dort das Bauamt übertragen, trotzdem er weder Architekt, noch Ingenieur, sondern einfacher Bauer war. Ist dies auch klug? Es kommt darauf an, wer gewählt wird, denn bei blossen Fachmännern kann es vorkommen — zum

Glück nicht bei Jedem —, dass sie über das Fach, das sie beherrschen, nicht hinaussehen. Aber einer, der in der Regierung das Bauamt verwaltet, muss auch über Planen und Bauen hinaus sehen, denn Bauten und Strassen sind ja nicht nur bis zum nächsten Frühling da, sondern für Jahrzehnte und noch länger, und

es kommt also darauf an, wie geplant und gebaut wird. Einer der nicht Fachmann ist, holt sich also im Zweifelsfall rasch und ohne sich etwas zu vergeben Rat und Belehrung bei Fachmännern und besonders andern Leuten, die nicht Fachmänner sind, aber darüber hinaus sehen. Dies tat auch Zumbühl und frug andere, nicht zuletzt auch Robert Durrer, der ihn sehr hoch und als verständig schätzte. Er fuhr also nicht von Anfang an drein und führte auch nicht einfach aus, was ihm andere rieten, und er dachte nicht, also kann man es und es wird gemacht, was man kann. Er dachte nach, überlegte, verglich, nahm Augenschein und dann erst kam der Vorschlag im Regierungsrat. Selbstverständlich hatte er es leichter in den nur spärlich automobilistischen und industriellen Zeiten, als der Mann noch mehr galt als was technisch möglich ist, aber es wäre auch heute das Richtige.

Dass seine Familie und sein Bauernwesen bei dem fleissigen Zumbühl nicht zu kurz kam, muss nicht gesagt sein. Er verstand es einzurichten, dass er auch Hausvater war.

Nun aber wieder auf der Strasse, in Grafenort mit Blick und Gruss zu Br. Peter, den wir vom Kalender für 1976 schon kennen, und dann aufwärts bis zur «Ross-G'hirmi», wo sich weit und mächtig das Hochtal Engelberg mit Dorf und darüber Wald, Gletscher und Fels auftut.

Nun wird aber zuerst hinaufgestiegen, der Ah entlang nach Engelberg, was anno 1120 Konrad von Seldenbüren mit den Mönchen auf gleichem Weg auch getan hat, um dort die Abtei zu gründen. Welch mächtige Gestalt treffen wir da. Richtig gesagt: Sie kehrt dem Zeichner Robert Durrer und uns Beschauern des Bildes den Rücken zu, als wäre es ihr ganz gleichgültig, was dahinten gestanden und getan wird. Aber aus dem Haupt und dem grossen Falten und der Weite des Ordensgewands ahnen wir die Mächtigkeit von Leib und Geist. Es ist der Bini-Marx, wie er als Bube genannt wurde, weil er auf dem Heimwesen Bini bei Sachseln als Jüngster von vielen Geschwistern aufwuchs und auf den Namen Markus getauft wurde. Als Bini-Marx ging er ins Kollegi Sarnen, zu Fuss natürlich, vielleicht als «Umgängler», der bei den Kapuzinern und Klosterfrauen und bei einigen gastfreundlichen Familien zum Mittagessen geladen war. Vielleicht nicht einmal, denn wir wissen schon, dass es bei bedeutenden Sachslern Brauch war, zweimal den Weg hin und her zu schreiten und dabei Gedanken

sich zufallen zu lassen. Sein ältester Bruder wurde Pfarrer in Lungern und für den jüngsten, den Bini-Marx, der ein guter Zeichner und Kalligraph war, dank Förderung durch den Regierungsrat-Arzt-Zeichenlehrer Simon Etlin, schickte es sich als in den Convent Engelberg einzutreten als *P. Karl Anderhalden* (geb. 1842, gest. 1916). Es ist erstaunlich, welche Aufgaben ihm dort überbunden wurden, wofür ganz verschiedenartige Talente benötigt waren. Er begann als Lehrer am dortigen Kollegi, dann war er als Grosskellner tätig, was in Engelberg nicht chef-de-service bedeutet, sondern weit mehr als nur das Gegenteil dieses Chef. Dann war er Spiritual in den Frauenklöstern Sarnen, auf dem Gubel, in Rickenbach und im Melchtal, was fast das gegenteilige Talent erforderte.

Am liebsten aber habe er in kunsthistorischen Fragen, bei Renovation von Kirchen und Bauten mit Behörden, Baumeistern, Malern und andern Handwerkern «gewaltet und gewütet», mit welchen Worten nicht P. Karl, aber der unvergessene Beggenrieder P. Fintan Amstad vom Kloster Maria-Stein, eine solche Tätigkeit kurz kennzeichnete. Obwaldner, die beide kannten, meinen, auf P. Karl hätte dieser Spruch noch besser gepasst als auf P. Fintan. Er war bei der Renovation der Klosterkirche Engelberg massgebend. Auch bei der Pfarrkirche Sarnen wirkte er mit, doch immerhin so, dass das dabei Verfehltes später wieder leicht gut gemacht werden konnte. Im 19. Jahrhundert hielt man sich nämlich für gescheiter und fortgeschrittener als die ungebildeten, zurückgebliebenen alten Zeiten und «verbesserte» dementsprechend.

Grosse Verdienste hatte aber P. Karl an dem Historisch-Antiquarischen Verein von Obwalden, dessen Mitglied er schon von 1879 an und dessen Präsident er 1887—1900 war. Dem Museum dort habe er einige sehr gute Stücke vermittelt, wofür man ihm heute noch dankbar ist. Bei der Jahresversammlung des Hist. Vereins der 5 Orte 1886 habe er eine geradezu einzigartige Ausstellung zusammengebracht, Kostbarkeiten, die auch in Museen nicht überall zu sehen sind, wie das Grosse Kreuz von Engelberg, auf das der Kalender für 1978 auch zu reden kam. Auch die Ausstellung für die Jahrhundert-Feier Engelberg 1915 war noch sein Werk. Doch war er damals schon sehr krank und blieb im Hintergrund. — Nun aber hinab nach Stans.

Dass die Familie der Cattani nicht schon 1120 mit den Mönchen ins Hochtal Engelberg emporgestiegen ist, wird jeder, der den Geschlechtsnamen hört, begreifen. Sie kamen aus Graubünden über Uri. Aber sie sind doch schon seit viel längerer Zeit dort, als wir geneigt waren anzunehmen. 1708 erhielt nämlich Christian das Talrecht und er hat es sicher verdient, denn er war Meistersenn und Geleitsmann des Klosters bei der Ausfuhr von Vieh und Käse über den Gotthard nach Italien; also ein Amt, das nur einem zuverlässigen und tüchtigen Mann anvertraut werden konnte. Beim Anschluss Engelbergs an Obwalden 1815 hielten sich die Cattani offenbar im Hintergrund und sie hatten recht. Denn es ging auch in Engelberg nicht alles friedlich zu, und eine der Familien Cattani ist in der Folge sogar nach Nidwalden ausgewandert. Die Witwe Cattani-Stofer und ihren Sohn, den Maler Oskar, haben alte Stanser noch gut in Erinnerung.

1823 aber kaufte in Engelberg die Witwe des Joseph Maurus Cattani, als ledig hiess sie Rosa Amstutz, also altes Engelberger Geschlecht, vom Kloster das Gasthaus «Engel», und damit mit ihrem Sohn Maurus Cattani (1803—1857) begann ein steiler Aufstieg von Tal und Dorf Engelberg. Eine Linie der Cattani wandte sich zwar der Medizin zu und nicht weniger als vier Ärzte, und dazu ein Eingeheirateter aus dem romanischen Bündnerland Dr. Albrici sind im dortigen Friedhof beigesetzt. Zwei davon waren Klosterärzte, zwar ohne Gehalt, aber mit dem Recht, jeden Mittag im Kloster zu essen, doch nur sonntags am Tisch des Abts. Die andere Linie aber wandte sich der Kunst — Gewerbe wäre zu wenig gesagt — des Gastgebers zu. Der Enkel der oben genannten Rosa, nämlich Eduard Cattani (1849—1908) war nicht nur Talammann und Regierungsrat, sondern erbaute, was viel mehr ist, das Hotel «Titlis», die Kuranstalt und das Grand-Hotel. Welch ein Leben vor 1900 im Sommer in Engelberg herrschte, davon haben uns alte Leute noch erzählt, von der Fahrt mit der Post oder mit Fuhrwerk nach Ankunft des Schiffs in Stansstad, mit Mittagessen im «Engel» in Stans, Kaffee in der «Eintracht» Wolfenschiessen und dann endlich wochenlang in Engelberg selbst, wo bei kaltem Wetterumschlag plötzlich alle Pferde im Wald oder auf der Alp zu tun hatten, so dass es fast unmöglich war, wegzufahren. Aber bei Sonnenschein waren sie plötzlich wieder da. Doch für die Gesundheit musste damals gesorgt werden und deshalb hatte nicht nur Engelberg seine Kuranstalt, wo mit gutem, reinem kalten Wasser gespritzt und gebadet wurde, nur war es keine Thermalquelle, aber wirkte offenbar trotzdem.

Der Enkel des Genannten *Eduard Cattani* (1874—1958) war auch Talammann, aber dann 1910—1920 noch Regierungsrat von

Obwalden, und man schätzte ihn dort sehr. Er und seine beiden Brüder aber teilten sich in die Leitung der verschiedenen Cattani-Hotels und, wie es sich damals überall gehörte, waren sie nicht bloss Besitzer und Verwalter, sondern waren gute Hausväter, die ihre

Gäste und auch die jedes Jahr wiederkehrenden Angestellten persönlich kannten und sich um Wohlbefinden beider sorgten.

So erlebte auch der weit über Engelberg hinaus bekannte Eduard Cattani noch einige schöne sorglose Jahrzehnte, und Engelberg wurde sogar noch Winter-Kurort. Aber dann kam das Unheil der Weltkriege 1914—18, und noch schlimmer 1939—1945 und hat nicht nur auf den Schlachtfeldern umgebracht, sondern hat auch hinter der Front zertrümmert und zu armen Tagen gebracht; sogar innert unsern geschützten Grenzen riss er nieder, was aufgebaut und erreicht war. Und als dann doch wieder Gäste kamen, allmählich erst, da wollten sie nicht mehr einige Wochen lang der Gesundheit fröhnen und baden oder einfach ausruhen, sondern wollten sportlen und brauchten rasch Autoservice und fuhren dann wieder ab.

Auch wenn Eduard Cattani, wie andere auch etwa, ertrug und Stand hielt, so war es wohl eher ein mühsames Werk. Er hätte es besser verdient. —

Nach dem Aufstieg gehört sich der Abstieg zum Vierwaldstättersee, Diesmal verlockt es uns doch oder vielmehr müssen wir bei der Brücke nach dem Ennerberg abschweifen und nicht ennet dem Wasser zu bleiben, denn es gehört sich, dass der Landsgemeindeplatz in Wil im Nidwaldner Kalender wenigstens genannt und damit geehrt wird. Um das Winkelried-Haus herum gelangen wir dann zum schönen Fussweglein und auf den Spuren von Ritter Melchior Lussy steigen wir dann hinauf zum Kapuziner-Kloster. Dort harrt auch noch einer auf uns.

P. Alexander Müller (1882—1931), vor der Profess Peter Arnold geheissen, stammte von Schmerikon am Zürich-Obersee und wuchs in Olten auf, wo sein Vater in einer Eisenbahn-Werkstätte tätig war. Er entschied sich, vermutlich ohne langes Besinnen, zum Eintritt in den Kapuziner-Orden. In ganz verschiedener Stellung war er dann im Kloster auf der Mürgg tätig. Als eine «markige Gestalt» und «scharf geprägter Charakter» wird er in Nachrufen nach seinem Tode bezeichnet. Dies hat Robert Durrer wohl schon im Leben von P. Alexander erfasst und so hat er ihn gezeichnet: willensstark, tätig, unbeugsam, mutig am Ziel, das er für richtig und gut hielt, festhaltend und erst nachgebend, wenn er eines Bessern überzeugt werden konnte.

Es mag sehr wohl sein, dass er diese Art und dieses treue Festhalten schon in den Schuljahren in Olten erlernt und geübt hat. Denn diese Jahre fielen in die Zeit des rücksichtslosen «Kulturkampfs». Viele Leser von heute können sich bei diesem Wort nichts Rechtes vorstellen. Denn in den Ländern rings um unsern See galten unsere Grossväter sowieso als zurückgeblieben und «unkultivierbar» und nur in der Stadt Luzern gab es solche, die dies nicht waren. Aber im Solothurnischen und auch anderswo hielt man den Katholizismus, wie er bisher war, für «kulturlos» und man glaubte ihn zu überwinden, wenn man die Kirchen dem Alt-Katholizismus übergab und die andern in Not-Kapellen verwies. Es brauchte also Mut für den Knaben Peter Arnold, unsern spätern

P. Alexander, um Verachtung und Spott und Hohn auszuhalten. Hat er etwa damals diese Tatkraft und dieses zähe Festhalten an dem, was er für gut und richtig hielt, erlernt, was uns aus der Zeichnung von Robert Durrer, sofort in die Augen fällt.

P. Alexander war mehrmals, aber immer nur für wenige Jahre in Stans. Als Knabe schon besuchte er den Unterricht im allerältesten Kollegi an der Klostermatte, das heute abgebrochen ist. Damals war es noch ohne Komvikt, und deshalb fand er Unterkunft bei zwei Jungfern Scheuber im Dorf. Wer weiss, wenn man die Hiesigen nicht rechnet, gehörte er zu den Ur-Externen. Man wusste sich also zu helfen damals und hat es erst später wieder wenige Jahre gelernt. 1886—1891 kam P. Alexander dann als Lehrer in Kloster und Kollegi, 1900 als Guardian, 1909 und 1915 wurde er als Provinzial gewählt und 1915 wiederum, und er versuchte dieses Amt sogar eine Zeitlang von Stans aus zu verwalten, aber auf die Dauer ging dies doch nicht ohne Wesemlin, so dass er übersiedelte. 1921 wurde er zum zweiten Mal als Guardian von Stans gewählt. Als ehemaliger Ur-Externe hatte er wohl etwas Beziehungen zu alten Stansern im Dorf, doch hat er sie wohl wenig gepflogen, sondern beschränkte sich auf Kloster und Kollegi. Aber als Provinzial war er mächtiger Förderer und Betreuer des dritten Kollegi-Baus 1909—10. Es ist wohl zum guten Teil seinem Einsatz und seiner Fürsprache und Tatkraft zu verdanken, dass das Kollegi und damit Nidwalden der Berechtigung zur Abnahme der Eidg. Maturitätsprüfung erhielt.

Später musste er sich wegen einer langwierigen Krankheit, für die es damals noch kein wenigstens linderndes Heilmittel gab, mehr und mehr zurückziehen und schonen. Im Kantonsspital Sarnen ging er am 27. Dezember 1931 in die Ewigkeit ein.

War *P. Magnus Künzli* (1864—1941) der erste Schweizer Kapuziner, der den Doktor-Hut erwarb und trug? Mag sein, denn die Kapuziner standen in der Nachfolge des hl. Franz von Assisi (1181 oder 1182—1226) und in seinem und seiner Nachfolger-Orden kam als Erstes: Gebet, Betrachtung, Armut, Barmherzigkeit, Seelsorge, Predigt, und die Wissenschaft kam erst sehr lange nachher als etwas Nebensächliches. Aber bei P. Magnus kam sie gleichzeitig und 1898 wurde er in Freiburg i. Üchtland zum Dr. phil. promoviert auf Grund seiner Dissertation: «Ethik und Aesthetik». Ein sehr dickes Buch war sie, in der die Meisten lieber «schneugten», wie man in Mundart sagt, und sich Manchem erstaunten, als dass richtig durchgelesen wurde. Er stammte aus Gaiserwald im St. Gallischen und war, wie man es dort ist, strebsam, streng in seiner Meinung, willensstark und zähe festhaltend. Zweimal lehrte er an unserm Kollegi 1890—1898 und wiederum 1908—1920. Seine Lehrstunden gestaltete er einfallreich, witzig; sie rissen hin, kann man sagen, nur duldete er keinen Widerspruch, wenn ihm etwas gut schien. Insoweit war es ein Gegenstück zum scharfen Denker P. Sigisbert Regli (Kalender 1980), der ernst und ohne abzuschweifen und ohne Spass lehrte, nur er ging auf Einwände der Schüler ein und suchte sie zu entkräften oder gab ihnen Recht, wenn Grund dazu war.

Enttäuschend wurde es aber, als P. Magnuns als «Sektions-Götti» der damals ganz jungen «Struthonia» antrat. Das Amt war an sich berechtigt, denn Rat und Belehrung waren gelegentlich bei unsern Versammlungen von Gutem. Aber wir als Studenten-Verbin-

dung waren uns bewusst, dass wir keine Schulklasse waren, die sich anpassen oder gehorchen musste, waren wir doch zum Teil bereits stimmfähig an der Landsgemeinde oder wurden es bald. Jedoch P. Magnus empfand es anders und statt nur zu beraten und zu helfen, wollte er bestimmen. So kam es zu einigen Zusammenstössen ernster oder lächerlicher Art und zur Enttäuschung auf einer oder anderer Seite. Einmal zogen wir den Kürzern und andere Male er. Aber wie und was ist Protokoll-Geheimnis der «Struthonia» und gehört nicht in den Kalender. Dieses müsste sein, dass gar nichts im Protokoll steht.

Wann und wo Robert Durrer P. Magnus gezeichnet hat, ist unerfindlich, aber die Zeichnung trifft ins Schwarze. Nach dem Weggang vom Kollegi sahen wir P. Magnus nie mehr, aber wir bewahren ihm ein versöhnliches Andenken, weil man über Jugendstreiche später zu lachen lernt. —

Die gleiche Frage bleibt unbeantwortet bei der nächsten Zeichnung. Aber das merkt es Strich und Bild: es trieb ihn, diesen Kopf zu zeichnen.

Nun etwas ganz Gegenteiliges, fast völlige Umkehr.

Ein Geschwister-Paar, zu dem eine Sorge der Beiden den Schreiber führte, blieb unvergessen, trotzdem keine der Beiden auf Ehren und Ämter ausging oder in der Öffentlichkeit eine Rolle spielte, wie jeweils gesagt wird. Immerhin hat Robert Durrer den Bruder bei irgendwelchem Anlass, vortrefflich gezeichnet, nicht nur, wie er aussah, sondern wie er war. Die beiden Geschwister hielten ihrer Lebtag treu zusammen und keines heiratete: *Walter* (1878—1957) und *Hedwig von Büren* (1884—1961). Sie besorgten zusammen mit einem alten Knecht, der auch wie zu ihnen gehörte, das väterliche Heimwesen auf dem Muetenschwandenberg. Sie hatten Freude an allem, was dort wuchs und sich ausbreitete. Ein kleiner Kirschbaum, der auf einem kargen Granit-Findling neben dem Haus sich angesiedelt hatte und dort Wurzeln schlug und einige Kirschen trug, gehörte wie ein Geschenk der Natur zur Familie. Der Knecht verstand es, Obstbäume so zu okulieren («zwie-en»), dass auf der einen Seite etwa Zwetschgen und auf der andern Birnen hingen, und man liess ihn solche kecken Versuche machen. Wurde man zu einer Krankheit gerufen oder auch nur um wieder Augenschein zu nehmen, nahm man gerne die anderthalb oder zwei Stunden Marsch unter die Füsse, nur um die treuen Bruder und Schwester wieder zu sehen. Als Hedwig später längere Zeit dort allein mit dem Knecht war, denn der Bruder war auswärts, und als unserer Zwei wieder einmal hingingen um Nachschau zu halten, fanden wir Hedwig im Garten schaffen, mühsam, wegen Gliedersucht gekrümmt wie ein halb geschlossenes Taschenmesser; so lautete einst die anschauliche Beschreibung. Als der Begleiter ihr den Namen des andern nannte, richtete sie sich mühsam auf zum Gruss, wischte die durch Gartenarbeit beschmutzte Hand an der Schürze so sauber als möglich, reichte sie mit kräftigem Händedruck dem ihr wieder Bekannt-Gewordenen und liess nicht nach: «Chemid

uife i z'Stube». Einst hatten wir bei einem Philosophen den Satz gelesen: «Körperlichkeit konstituiert Gegenwart», und dabei den Kopf geschüttelt. Aber plötzlich ging hier uns der Sinn auf: Nicht bloss da-sein oder zu-Handen-sein wie an einem Schalter oder Laden oder nur bei Begegnung auf der Strasse, sondern der körperliche Händedruck bedeutete: Gegenwärtig-sein-mit-Leib-und-Seele zugewandt und verbunden zum Andern. Dieses treue Geschwister-Paar blieb unvergessen. Es ging nicht anders, als dass man an dem schweren Schicksal, das sie in späterem Alter betraf, Anteil nahm, als hätte es uns mitbetroffen. Doch nun sei herabgestiegen vom Traurigen zu blossem Ernst.

Oder ist es schon heiter und bald wieder lustig?

Jos. Durrer-Gut (1841—1929), der als bescheidener Mann wohl lieber gegen Schluss antritt, anstatt an der Spitze voran zu schreiten. Es ist ihm dafür widerfahren, dass er nächst Franz Bucher, siehe Kalender für 1973, wohl am häufigsten von Robert Durrer gezeichnet wurde. Aber er liess sich wohl auch am besten zeichnen, einmal sogar mit strahlendem Heiligenschein, denn auf jeder Zeichnung sieht man ihn still horchend da sitzen, nicht etwa schläfrig oder gelangweilt, sondern gut aufpassend, was da vorn vom Präsidenten oder den Anwälten vor Gericht gesagt wird. Er hört zu, überdenkt genau, was Ankläger und Verteidiger sagen, und dann gibt er sein Urteil ab, lässt sich aus jeder Zeichnung ablesen.

So war er wohl auch sonst, wenn er von seinem Heimwesen im Müsli jeden Tag durch die Ottikon-Gasse daherkam, die Holzbrennte mit der Morgenmilch vor sich auf dem Wägeli stossend oder sogar am Rücken tragend. Und abends war das Gleiche wieder

zu sehen, immer in gemessenem Schritt und Bewegung, nicht eilig und nicht schleppend, aber genau zur richtigen Stunde. So ging er auch zur Gerichtsitzung oder, wenn er sonst etwas im Dorf zu tun hatte. Zuverlässig, wohlbedacht, nicht haftig dreinfahrend, nicht vorlaut, nicht umgekehrt nachhinkend und nachplappernd, kurz so, wie es jedem Mann gut ansteht. Darf man annehmen, Robert Durrer habe ihn nicht nur so oft gezeichnet, weil er als Modell still hielt, sondern weil er ihn zudem als Ausgleich zu seinem, des Zeichners Wesen, geschätzt habe?

Das Ehepaar Durrer-Gut war kinderlos und aus dem Heimwesen ist dann die Gärtnerei Oskar Achermann geworden.

Von Doktoren und Medikastern

Dr. August Wirz

Das «Doktern» wird so alt sein wie die Menschheit, denn irgendwie hat sich der Mensch gegen Gebresten immer zu wehren versucht. Die älteste Nachricht über Heilkunst stammt aus China. Sie geht auf das 3. Jahrtausend vor Chr. zurück. Die noch heute verwendeten Arzneimittel der Chinesen, Rhabarber, Eisen, Arsenik, Quecksilber, Granatwurzel und Opium lassen sich bis in die Zeit vor und nach Christus zurückverfolgen. In vorchristlicher Zeit kannte man bereits Augenoperationen zur Entfernung des Stars und des vereiterten Tränensackes. In Aegypten weisen die Grabinschriften und Papyrusfunde sowie Stellen aus Herodot und der Bibel auf beachtliche Fortschritte hin. Genaue hygienische Vorschriften zur Vorbeugung gegen Krankheit verraten den sozialhygienischen Weitblick der Priesterschaft in Aegypten, in deren Händen die Heilkunde lag. Im 3. Jahrhundert gab es schon Krankenhäuser für Menschen und Tier. In Griechenland fand die priesterliche Heilkunde in den Tempeln des Asklepios, den Wallfahrtsorten der Kranken, ihre Pflege. Im Zeitalter der Naturphilosophen, besonders durch Pythagoras (um 500 v. Chr.) löste sich die Medizin von der Priesterschaft und kam in Laienhände. Den Höhepunkt ärztlicher Weisheit erreichte Hippokrates (geb. 460 v. Chr.), der Vater der Heilkunde. Als erster suchte er die Medizin wissenschaftlich zu begründen. Er fasste die Krankheit als Störung in den Körpersäften auf. Im Mittelalter gelangten die griechisch-römischen Werke über die Heilkunde auf dem Umweg über arabische Übersetzer in das Abendland. Wie im alten Aegypten und Griechenland lag auch die mittelalterliche Medizin in den Händen des Klerus. Im 11. Jahrhundert kam die Kenntnis antiker Heilkunde in das Kloster von Monte Cassino.

Salbei, ein Heilmittel, das schon von den alten Römern geschätzt wurde und von dem Pfarrer Künzli in seinem grossen Kräuterbuch schreibt, es solle in keinem Garten fehlen.

Fast anderthalbtausend Jahre hatte die Medizin an dem Überlieferten festgehalten, als durch Fortschritte auf naturwissenschaftlichem Gebiet Schritt für Schritt Neuland